

Der Trüffelbär.

Von Freiherrn v. Schlicht.

Der Oberleutnant Bär gehörte zu den großen Klaffen derjenigen Offiziere, die den Dienst nur als eine unangenehme Unterbrechung der freien Zeit ansehen. Sein Glaubensbekenntnis lautete: Es wäre sehr schön, den bunten Rock zu tragen, wenn es kein Ererzieren und wenn es keine Vorgesetzten gäbe. Leider aber waren diese beiden wichtigsten Faktoren vorhanden, ja, noch mehr, er mußte sogar mit ihnen rechnen, und das war ihm höchst fatal. Er liebte das Herumstreifen auf dem Kaiserhof und die langweiligen Märsche, bei denen man stumpfsinnig einen Fuß vor den anderen setzt, abfolnt nicht. Wenn er aber dennoch verhältnismäßig wenig über die geisttödtende Arbeit klagte, so geschah es einerseits, weil er selbst sehr wenig Geist besaß, dann aber auch, weil der Dienst appetitmächtig wirkte. Er aß sehr gerne, er war kein Bieleffler, wohl aber ein großer Feinschmecker, der Gourmand par excellence. In der großen Garnison, in der er stand, auf den zahllosen Dinern bei den schwerreichen Handelsherren hatte er vollauf Gelegenheit, seinen Geschmack zu bilden. Das that er auch, das Beste war für ihn gerade gut genug, so gut konnte für ihn gar nichts werden. Sein Lieblingsgericht aber waren Trüffel; wenn er in ein Restaurant kam, bestellte er sich stets ein Gericht mit Trüffeln, und so war es kein Wunder, daß er bald von den Kameraden den Beinamen „der Trüffelbär“ erhielt. Er war stolz darauf, als hätte man ihn wegen seiner geistigen Fähigkeiten Napoleon oder Friedrich der Große gekauft, und er gab sich alle Mühe, seinem Namen Ehre zu machen. Dies gelang ihm, weniger aber glückte es ihm, sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erhalten und zu bewahren. Die hatten von Tag zu Tag mehr an ihm auszusetzen, er war ihnen zu laßig, zu gleichgültig, es fehlte ihm an Schneid und Energie, und auch seine Kennzeichen ließen ihn zuweilen im Stich. „Herr Leutnant, essen Sie weniger Trüffel und lesen Sie mehr im Reglement!“ rief ihm sogar eines Morgens der Herr Oberst bei dem Ererzieren zu. Das war stark, bitter und schmerzlich, und wie jeder Untergebene, der gerüffelt wird, dachte auch er sofort daran, seinen Abschied zu nehmen — als er aber bei dem Zahlmeister sich erkundigte und erfahren hatte, daß ihm für seine großen Verdienste um das preussische Heer nicht mehr als sechshundert Mark Pension für das Jahr zuständen, als auch er sich klar gemacht hatte, daß er als Offizier a. D. sicher nicht zu so vielen Dinern eingeladen würde, wie als aktiver Leutnant, entschloß er sich, doch noch einige Zeit zu dienen. Um aber in Zukunft ähnlichen Angriffen zu entgehen, mußte er es entweder dahin bringen, daß die Vorgesetzten ihre Anforderungen, die sie an ihn stellten, herabmünderten, oder aber er mußte seine Leistungen erhöhen — an das erstere glaubte er nicht recht, zu dem zweiten hatte er noch weniger als gar keine Lust, und genau wie der Himmel lag vor ihm die Welt. Er wollte nicht recht, was werden sollte, aber wenn die Noth am größten, ist nicht nur der Herr vom Amtsgesicht, auch der Gerichtsvollzieher genannt, sonder auch zuweilen die Hilfe am nächsten.

Bei einer Regiments-Feldübungsübung erhielt er den Befehl, mit seinem Zuge einen großen Torfhaufen, der eine Schanze markirte, zu stürmen und zu erobern. Der Auftrag war nicht sehr ehrenvoll, denn der Weg dorthin war weit, und vor allen Dingen war der Torfhaufen gar nicht von dem Gegner besetzt. Die Sache hatte also nicht den geringsten Zweck, aber die Befehle sind bekanntlich dazu da, um ausgeführt zu werden. Jeder Widerspruch ist nicht nur unnützlich, sondern wird sogar streng bestraft, und so that der Herr Oberleutnant eben das Klügste, was er thun konnte: er nahm nicht nur seinen Heldennuth, sondern auch seinen Zug zusammen und hümmte sich darauf los: „Marsch, marsch, Hurrah!“ Die Kerls brüllten, daß es eine Freude war, und sie liefen mit solcher Vehemenz gegen den Torfhaufen an, daß dieser in sich zusammenstürzte. Die Schanze war gestürmt. Den aufwühlenden Torfhauf nicht achtend, hielten die Braven in der genommenen Position aus, und erst als das Signal zum Sammeln kam, sahen sie, daß der Sturm sein Opfer gefordert hatte: ihr heldenmüthiger Anführer, der mit dem gezogenen Schwert ihnen vorangeht und ihnen den Weg gezeigt hatte, war gefallen. Seine Säbelschneide war ihm zwischen die Beine gekommen und hatte ihn zur Strecke geliefert — nun lag er da in seiner ganzen Schönheit, und wenn er sich nicht wieder erhob, so lag das daran, daß er sich den linken Fuß gebrochen hatte. Nützlich bis zur Lippen aufeinander, nicht um den Schmerzensschrei zu unterdrücken, sondern um vor Freude nicht laut „Hurrah!“ zu rufen. Zwar war das Gefäß, das er in seinem Fuß augenblicklich verspürte, weil davon entfernt, angenehm zu sein, aber für die Zukunft eröffneten sich die schönsten Perspektiven. Vorläufig wühlte ein Krankenlager, dann aber ein längerer Urlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit, und daß er in den nächsten vier oder sechs Wochen nicht gesund werden würde, wußte er schon heute — dazu kannte er seine

Konstitution und vor allen Dingen sich selbst viel zu genau. Seine Ahnungen betrogen ihn nicht — vier Wochen lang lag er in Gyps, dann fuhr er nach Wiesbaden in die Militärheilkunst, und als er zurück kam, war er noch im hohen Grade schonungsbedürftig; an ein Eintreten bei den mit Recht bei den Untergebenen so wenig beliebten Paracemärischen und an eine Theilnahme bei den Feldübungen war gar nicht zu denken, wenigstens vorläufig nicht. Wenn man ihm glauben durfte, war ihm die Sache sehr, sehr unangenehm, nach der langen Pause hatte er einfaß unzulässige Sehnsucht nach dem Dienst, und er schalt fortwährend, zur Halben Unthätigkeit vor dem Amt zu sein. Aber wenn ein Untergebarer über zu viel Dienst klagt, glaubt man ihm eher, als wenn er über zu geringe Beschäftigung klagt — man lacht ihn aus. Zur Einer lachte nicht, das war der Herr Oberst, der war müttend, daß sein Oberleutnant mehr freie Zeit habe, als er selbst — es empföte ihn, daß sein Unterthan im Bette lag und fest schlief, während er Morgens um fünf Uhr mit seinem Regiment zur Feldübung rückte. Für den tranken Herrn mußte eine Beschäftigung gefunden werden, und so wurde dieser denn eines Tages Kasino-Direktor. Er bekam den strengen Befehl, Morgens schon im Kasino anzutreten, die Ordnanzen zu überwachen, die Bücher zu führen, das Geld zu verwalten, sich um die Zustandhaltung des Inventariums zu kümmern, den Weinsteller zu kontrollieren und mit dem Deonon die Essensfrage zu besprechen und zu bestimmen. Ein Kasino- oder Tisch-Direktor gehört zu jenen beneidenswerthen Menschen, die es Niemandem recht machen können; sie mögen anordnen, was sie wollen, und sie mögen auf den Tisch bringen, was sie wollen, geschimpft wird doch. Aber auf den Oberleutnant Bär wurde nicht gescholten, noch nie hatte das Kasino so gute Weine und Li-queueure gehabt, noch nie hatte man so gut gegessen, wie seit der Zeit, da er das Szepter schwang, und die Ordnanzen bedienten so schnell und gewandt, daß selbst Sr. Excellenz, der kommandirende General, der in der großen Garnison sein Generalkommando hatte, sich äußerst lobend ausdrückte, als er einmal an einem Liebessmahle theilgenommen hatte. Und nach diesem ersten Liebessmahle kam Excellenz häufiger, wenigstens jeden Monat einmal. Das war für das Regiment eine sehr große Auszeichnung, es war eine hohe Ehre, die der Herr Oberst mit seinem Offizierskorps auch zu schätzen wußte. Natürlich war es dem hohen Herrn, der auch ganz sehr gut aß und trant, nicht unbetannt, wenn er in erster Linie die kutschischen Genüsse verbandte, und so war der Herr Oberleutnant bei ihm noch mehr als „enfant gâté“. Der Trüffelbär hatte bedeutend klüger sein müssen, als er es in Wirklichkeit war, um nicht infolge der Gnadenbatterie, die sein Haupt besahen, stolz und übermüthig zu werden, er betrug fast einen Größenwahnsinn und trug den Kopf so hoch und stolz, als hätte er die ganze Welt zu seinen Füßen liegen. Aber die Zeit ging dahin, und immer näher kam der Tag, an dem die dem Trüffelbär bewilligte Schonungsfrist abgelaufen war und an dem er wieder in die Front zurück mußte. Dann war es auch mit seiner Herrlichkeit als Tischdirektor zu Ende, eine bevorstehende Thatsache, über die viele der Kameraden traurig waren, über die aber auch viele sich freuten, denn die Schulden des Kasinos hatten unter seiner Oberleitung sich gewaltig vermehrt — man speist eben nicht gratis und franco ein ganzes Offizierskorps jeden Mittag mit Trüffeln. Und eines schönen, oder richtiger gesagt, eines traurigen Morgens war der gefürchtete Tag da: am Mittag mußte der Trüffelbär sich wieder in die Front zurück melden, nachdem eine ärztliche Untersuchung seines Fußes dessen vollständige Feldübungsfähigkeit konstatiert hatte, und am nächsten Morgen schon rückte er mit dem Regiment zu einer großen Übung aus. Wenn es auf der ganzen weiten Welt an diesem Tag einen Menschen gab, der fluchte, so war es der Trüffelbär, aber da die Flüche der Untergebenen im Gehörgehört verhallen, so hümmerte sich auch weiter Niemand um den unzufriedenen Noble. In dem großen Heerbanzug er „unus er“ oder „de multis“, wie der Lateiner sagt, auf der Chauffee dahin, und sein Gott im Himmel und sein Mensch auf Erden erbarmte sich seiner. Des Gehens entwöhnt, wie er es war, wurde ihm das Marschieren sehr schwer, schon nach dem ersten drei Kilometern hatte er genug, nach weiteren drei mehr als genug, und als er die ersten zehn hinter sich hatte, da hatte er die Nase voll. Aber es standen zwanzig Kilometer Anmarsch und ebenso viel Kilometer Rückmarsch auf dem Programm, da half kein Stöhnen, Seufzen und Klagen, er mußte mit, wenn er nicht schlapp werden wollte. Das aber giebt es nicht für einen Offizier, und so leuchtete er denn weiter. „Wenn Ihr Fuß Ihnen wieder wehethut, und wenn Sie vor Schmerzen nicht mehr weiter können, speert der Oberst Sie drei Tage ein“, hatte der Regimentsadjutant ihm im Auftrag

seines Brotherrn bestellt — da war nichts zu wollen, er mußte mit, aber seine Kräfte waren so ziemlich mathematisch am letzten. „Wenn ich nur wenigstens wieder den ehrenvollen Auftrag erhalte, einen Torfhaufen zu stürmen“, dachte er, „vielleicht thut mein Fuß mir da den Gefallen, wenn auch nicht gerade zu brechen, so doch wenigstens umzutreten — wenn es sein muß, kann ich vielleicht ein bißchen nachhelfen, aber hier auf schlaffer Erde ist das schwierig.“ „Nun, Bär, was wollen Sie denn hier? Hier giebt es doch gar keine Trüffel“, klang da eine Stimme an sein Ohr. Unwillig wandte er sich zur Seite, um dem Sprecher grob zu erwidern, er befand sich nicht in der Stimmung, sich ugen zu lassen, aber er schluckte die harten Worte, die er auf der Junge hatte, sehr schnell herunter, als er neben sich den kommandirenden General sah, der heraufgeritten war, um der Übung beizuwohnen. Er grüßte seinen hohen Gönner militärisch stramm, ohne sich hierin etwas zu vergeben, dann sagte er: „Excellenz, zuweilen muß man sehen, wie man ohne Trüffel durch die Welt kommt. Und wenn Excellenz mich fragen, wie ich hierher komme, so muß ich antworten: nicht der eigene Wille, sondern der meiner Herren Vorgesetzten hat mich hierher gebracht.“ „Doch kaum war ihm das Wort entfahren, Mächt' gern' im Busen er's bewahren!“ So spät sah er ein, daß die Gnadenbatterie nicht nur sehr schnell aufgehen, sondern auch dardarisch schnell untergehen kann. Auch er mußte erfahren, daß es ein gedagtes Ding ist, als Untergebener mit hohen Herren zu scherzen. Das Gesicht Sr. Excellenz, der die Antwort des Trüffelbärs durchaus ungehörig fand, legte sich in ernste Falten. „Wollen Sie mit Ihren Worten vielleicht sagen, Herr Leutnant, daß Sie Ihren Dienst nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe folgenden, thun? Glauben Sie, daß der Staat Sie nur dafür bezahlt, daß Sie im Casino gute Mittagessen entrichten? Herr, glauben Sie, daß Sie in einem Helzuge beim Feind durch ihre Leistungen im Trüffelsessen irgendwie imponiren?“ Die Stimme Sr. Excellenz hatte zuerst nur zurendend gelungen, aber je länger der hohe Herr sprach, desto lauter, heftiger und grossender wurde sein Organ. Der Herr Ober kniete bei diesen laubelnden Worten in sich zusammen. „Excellenz“, verluhte er sich zu verteidigen, „Excellenz mißverstehen mich, Excellenz.“ Aber der Kommandirende hörte gar nicht, er hatte sein Pferd schon wieder in Trab gesetzt und ritt davon. Verzweifelt sah der Herr Ober ihm nach, da gewahrte er zu seiner Freude, daß ein Generalstabsoffizier zurückgeblieben war, der sich damit beschäftigte, umständlich eine Cigarette abzuschneiden und diese dann anzuzünden. Der Herr Ober trat aus der Marschkolonne heraus und ging auf den Adjutanten, den er sehr gut kannte, zu: „Am Gotteswillen, sagen Sie mir nur, was hat Excellenz denn? Meine Worte allein können doch nicht an der Mißstimmung schuld sein.“ Der Generalstabsoffizier lächelte so überlegen, wie eben nur ein Adjutant Sr. Excellenz lächeln kann, dann sagte er: „Lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, lieber Freund, die Sache hängt sehr einfach zusammen. Excellenz hat sich an den vielen Trüffeln, die Sie ihm zu essen gaben, den Magen verdorben und sich Argt hat ihm diese seine Lieblingspeise für die nächsten zwei Monate auf das strengste verboten, eigentlich darf er nicht einmal von diesen edlen Pilzen sprechen und sie selbst in Worten nicht in den Mund nehmen. Das aber kann er nicht lassen, und da erfolgte Ihre Antwort, daß man zuweilen sehen muß, wie man ohne Trüffel durch die Welt kommt. Die Worte waren nicht ganz nach seinem Herzen, denn er will ja mit, nicht ohne Trüffel leben. Also beruhigen Sie sich, spätestens in acht Wochen ist der Friede wieder geschlossen.“ Und der Adjutant begiebt Recht. Als Excellenz nach zwei Monaten zum erstenmal wieder an einem Liebessmahle im Casino theilnahm und ein Trüffelgericht aß, das von dem früheren Tischdirektor eingeführt und auch heute unter seiner strengsten Oberaufsicht zubereitet war, sagte der hohe Herr zu dem Kommandeur, der neben ihm saß: „Ich habe mich vor einiger Zeit bei einer großen Übung Ihnen gegenüber sehr tadelnd über den Oberleutnant Bär ausgesprochen; ich meinte damals, es würde dem Herrn nicht schaden, wenn er einmal in eine kleine Grenzgaraison käme — aber ich glaube heute, daß ich damals zu hart und zu ungerecht urtheilte, meinen Sie nicht auch, Herr Ober?“ „Ganz und gar nicht, Excellenz“, wollte der Kommandeur seiner gewissenhaften Ueberzeugung nach antworten; nach seiner Ansicht wäre dem Herrn Ober ein Garnisowswechsel sehr bedenklich gewesen — da sah er, wie der Kommandirende eine neue Trüffel in den Mund schob und mit verklärten Zügen sich dem Genuß derselben hingab. Da wußte der Herr Ober, was er zu antworten habe, wenn er nicht selbst anstatt des Trüffelbärs in die Verbannung oder gar „ins Civil“ geschickt wer-

den wollte, und so sagte er denn mit dem Bruffton tiefinnerster Ueberzeugung: „Ich bin ganz der Ansicht Sr. Excellenz!“ Hinter den Coulissen der königlichen Oper. Ueber den musikalischen Werth der letzten Novität, den die königliche Oper in Berlin vor einigen Wochen herausgebracht hat, Saint Saëns' „Samson und Dalila“, gingen die Meinungen auseinander. Hingegen herrschte über die Vortheilhaftigkeit der Aufführung nur eine Stimme, namentlich wurde auch die Inszenirung allgemein gerühmt. Mit Recht! Sie war stimmungs- und stilvoll, der Zusammensetz des Tempels am Schluß ein Meisterstück moderner Bühnentechnik. Aber so warm dies anerkannt wurde, den Namen dessen, der die Anerkennung in erster Reihe für sich in Anspruch nehmen dürfte, hört man nur selten nennen: eine Erfahrung, die man regelmäßig nach Neuauflührungen machen kann. Dann ist immer viel, nicht nur von der musikalischen, sondern auch von der szenischen Vorbereitung der Werke die Rede. Nicht nur der berufene Kritiker, auch das Publikum macht seine lobenden oder tadelnden Bemerkungen über die Inszenirung, die ja im Theaterleben der Gegenwart eine viel größere Bedeutung erhalten hat, als ihr früher zugesprochen wurde. Früher überließ man es fast ganz der Phantasie des Zuschauers, sich das Bühnenbild im Sinne des Dichters auszumalen, heute sollen die Ansprüche an das Vorbereitungsvermögen des Publikums auf ein Mindestmaß beschränkt werden; die Szenerie an sich soll den Absichten des Dichters möglichst genau entsprechen, es soll am besten natürlich erscheinen. Je näher man diesem Ziele im Allgemeinen kommt, desto unangenehmer fällt jeder Mangel auf. Es wird über mancher Versehen oder auch über manchen unvermeidbaren Fehler hart gerurtheilt, der vielleicht gar nicht Beachtung gefunden hätte, wenn die Inszenirung im Ganzen weniger vollkommen gewesen wäre. Dabei richten sich Lob und Tadel sehr häufig auf eine falsche Adresse. Der Theaterzettel ist gerechter als das Publikum, er denkt wenigstens des Mannes, von dem die dekorative Einrichtung geschaffen ist, während der Zuschauer sich meistens allein an den Regisseur hält. Es ist bezeichnend, daß sich für jenen eine allgemeine gebräuchliche Bezeichnung noch nicht eingebürgert hat, vor allem keine solche, die seine Thätigkeit sofort als eine künstlerische erkennen läßt. Und doch giebt es ein treffendes Wort dafür, wenn auch kein deutsches, Richard Wagner hat es angewendet, er nannte den dekorativen Einrichter „Szeniker“. Folgen wir ihm hierin, bezeichnen wir den, der es bei der Herstellung des Bühnenbildes im Wesentlichen mit dem toten Material zu thun hat, als Szeniker und den, der es in der Hauptfache mit den Personen zu thun hat, als Regisseur. Die Weiden müssen Hand in Hand gehen, wenn etwas Rechtes zu Stande kommen soll. So geschieht es in Berlin. Der Oberkenner der Berliner Igl. Bühnen, der offiziell den Titel technisch-artistischer Ober-Inspektor führt, ist seit mehr als fünf und zwanzig Jahren Herr Fritz Brandt, gleich seinem Vater und seinem älteren Bruder Karl, in seinem Fache allgemein anerkannte Autorität, ein Mann von rastlosem Fleiß, dem die treueste Erfüllung seiner umfangreichen Pflichten in Berlin noch Zeit bleibt, verschiedene andere Theater neu einzurichten, wie neuerdings erst wieder die Oper im Covent-Garden zu London. Brandt, der am 25. Februar 1846 in Darmstadt geboren wurde, begann seine praktische Bühnenthätigkeit bereits im jugendlichen Alter von 18 Jahren am Berliner Wallner-Theater, dessen Bühne er im Auftrag seines Bruders einrichtete. Dann ging er nach München ans Gärtnerplatztheater und übernahm eben dort 1868 die artistische Leitung des Hoftheaters; 1876 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er in voller Frische erfolgreich bis zum heutigen Tage seines schwierigen und verantwortungsvollen Amtes waltet. Hier wie dort hat ihn sein Beruf naturgemäß mit Fürsten der Welt und der Kunst zusammengeführt. Mit Richard Wagner hat er in Trübsen am Luzerner See über die Ufer-Inszenirung des „Rheingold“ beraten, mit König Ludwig II. verbanden ihn nahezu freundschaftliche Bande, und der alte Kaiser Wilhelm wandte ihm sein Wohlwollen zu. Bon ihm sowohl als von dem jetzigen Kaiser könnte Brandt wohl mancherlei erzählen, wenn ihm nicht peinliche Distinktion den Mund verschloße. So harmlos die Aeußerungen auch sein mögen, die in seiner Gegenwart aus hohem Munde fielen, er behält sie für sich, weil sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Nur von dem erstaunlichen Wissen des Kaisers erzählt er, von seinen intimen Kenntnissen der Geschichte und des Stills verschiedener Zeiten und Länder. Herr Brandt hat an seinem jetzigen Herrn zugleich einen aufmerksamen, sachkundigen Kritiker, dessen Scharfblick auch der kleinste Fehler nicht entgeht, der aber ebenso, wie er Mängel rügt, auch gern lobt, was zu loben ist. Oft wird Brandt dem Kaiser noch nicht Anlaß zu Ausstellungen gegeben haben, da er selbst ungemein sorgsam

arbeitet und, bevor er zum Werke schreitet, eingehende Vorstudien macht. Da werden dieleibige historische und kulturgeschichtliche Bücher gelesen, wohl auch Reifen gemacht, um das Lokolorit kennen zu lernen und möglichst getreu nachahmen zu können, und erst wenn unser Szeniker in dieser Richtung vollkommen am fait ist, schreitet er zu sorgfamer Ausarbeitung der Pläne, fertigt er die Skizzen für die Dekorations- und die Maler weiter auszuführen hat. Die Wirklichkeit kann auf der Bühne nie erreicht werden, den Schein der Wirklichkeit hervororzurufen, ist sein Bestreben, mit dem er beim Grafen Hofberg stets auf Gegenliebe stößt. Daher ist es ihm gelungen, das Berliner Opernhaus hinsichtlich der Dekorations-Einrichtungen auf seine Achtung gebietende Stellung zu erheben. Subjektiv darf er mit dem, was er hier geleistet hat, zufrieden sein, objektiv genügt es ihm nicht; denn an der vollen Erfüllung seiner Absichten hindern ihn nur zu häufig die baulichen Verhältnisse des Opernhauses. Es fehlt an Raum für die nöthwendigsten Nebengänge, die sonst alle modernen Theater haben, und die Bühne ist nicht hoch genug. Dekorationen, die anderwärts glatt in die Höhe gezogen werden können, müssen hier mittelst sinnreicher Hilfsmittel, die Herr Brandt finden hat, gesalftet werden. Nur weil er ein vorzüglicher Techniker ist, vermag er diese Schwierigkeiten so zu überwinden, daß der Außenstehende davon kaum etwas merkt. Ist vom Szeniker der Rahmen gegeben, so beginnt die Aufgabe des Regisseurs, ihn zu füllen. Das Amt verwalte seit zwölf Jahren an der königlichen Oper Herr Tetzlaff, der in diese Laufbahn durch einen Zufall gekommen ist. Er war zuerst Hoffschauwpieler in Weimar, machte eingehende Regiestudien an verschiedenen Theatern in Paris und wirkte dann 18 Jahre lang als Oberregisseur für das Schauspiel am Hoftheater in Dessau. Doch es zog ihn nach Berlin und da sich hier keine andere Rolle für ihn fand, nahm er die eines Lustspielregisseurs am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater an. Nicht lange aber dauerte es, bis an dieser Bühne die Operette zur Allein Herrschaft gelangte. Kurz entschlossen begab sich Tetzlaff fortan auf diesem ihm bisher fremden Gebiete. Er hatte folgende einen außergewöhnlichen Erfolg mit der Inszenirung der „Alederhaus“ von Johann Strauß, die von hier aus ihren Triumphzug über die alte und die neue Welt antrat. Nun war Tetzlaff ein berühmter Mann, er kam mit Riesenschritten vorwärts. Bei einem Sommergastspiel des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Dresden lernte er den Intendanten Grafen Platen kennen, der ihm das Amt eines Regisseurs an der Hofoper antrag. Nicht ohne Bedenken, ob ihm die neue, schwere Aufgabe auch gelingen möchte, nahm er an. Das Glück war ihm wieder hold, das erste Werk, das er in Dresden in Scene zu setzen hatte, war Goldmark's „Königin von Saba“, die gleich der „Fledermaus“ seiner Zeit ein durchschlagender Erfolg hatte. Von Dresden wurde Tetzlaff durch Direktor Zahn nach Wien gezogen, wo er neun Jahre wirkte. Zur Eröffnung des neuen Burgtheaters kam Graf Hochberg nach der Donaustadt, der ihn — Direktor v. Stranz war damals gerade aus dem Amte geschieden — als Oberregisseur für die Hof-Oper in Berlin verpflichtete. Hier hat er über 60 neue Opern in Scene gesetzt und etwa 40 ältere neu inscenirt. Mit welchem Erfolge, ist bekannt; die Vorstellungen „Samion und Dalila“ hat er erst wieder gezeigt, was die königliche Bühne an ihm befiht. Welche Mühe auch er aufwenden muß, ehe alles klappt, davon macht man sich, wenn man die Aufführung sieht, keinen Begriff. Da sind Einzelproben, Arrangirproben, Kostümproben abzuhalten. Aufzüge müssen geordnet werden nach Rücksprache mit dem Szeniker, von welcher Seite sie kommen, nach welcher sie abgehen sollen. Manchem schreibt es der Dichter oder Komponist vor, häufig aber muß auch der Regisseur selbstständig entscheiden, was sich am meisten empfiehlt. Auf der Bühne müssen die Gruppen gestellt und den Solisten ihre Plätze angewiesen werden. Das geht natürlich nicht immer ohne Kämpfe ab, da auch die ausübenden Künstler das Recht der eigenen Meinung haben. Aber allzu viel freier Spielraum darf dem Einzelnen nicht gelassen werden, der Regisseur muß die höhere Autorität genießen, weil er das Ganze besser überblickt. Er probt zunächst einzelne Szenen, von denen manche der Mitwirkenden vorher noch nichts wissen, er probt dann die Aste, und erst wenn in den einzelnen Abschnitten alles nach Wunsch geht, kommen die Hauptrollen der ganzen Oper. Ihnen folgt die Generalprobe, der als oberster Leiter der Generalintendant Graf Hochberg mit dem Direktor der Generalintendant Geheimrath Bierion beivohnt, um so zu sagen ein Superarbitrium zu stellen. Sie soll sich eigentlich schon ganz so abspielen, wie die Aufführung selbst, aber fast immer werden noch im letzten Moment kleine Aenderungen als nöthwendig erkannt. Allein bis auf solche Kleinigkeiten müssen am Tage der Generalprobe alle Vorbereitungen beendet sein. Man darf hier nicht mehr merken, welche Menge von Arbeit hinter den Aushissen benützt worden ist, denn, wenn man's merkt, ist sie nicht völlig benützt worden.

Gemeinnütziges.

Flammeri von frischen Kirschen. — Dazu verwendet man: 2 Pfund sehr reife, von den Stielen befreite Sauertirchen, tocht sie mit 1 Quart Wasser und etwas Zimmt weich, bis sich die Kerne herauslösen, streicht sie durch ein Haarsieb, läßt den Fruchtbrei mit 1 Pfund Zucker, der abgeriebene Schale einer Zitrone und 1 Glas Weißwein tüchtig durchkochen und bereitet den Flammeri wie die rothe Grütze mit Reiszug. Man giebt Rahmsauce oder Vanillensauce dazu. Flammeri mit Chokolade. 3 Pint Milch werden zum Kochen gebracht, worauf man 1 Pfund geriebene gute Chokolade, 1 Pfund Zucker und 1 Pfund Gries zusammen darin verührt und 1 Stunde unter fortgesetztem Quirlen kochen läßt. Hierauf schüttet man den Brei in eine mit Wasser oder Milch ausgepölte Form, behandelt ihn wie oben angegeben und giebt dann eine kalte Vanillensauce hinzu. Apfelsinenreis. Man tocht 1 Pfund besten Reis weich, doch so, daß die Körner ganz bleiben; dann reibt man 1 Pfund Stüdenzucker auf 3 Apfelsinen ab, tocht denselben mit dem Saft der 3 Apfelsinen, 1 Zitrone, 1 Flasche Weißwein und etwas Wasser did ein und läßt darin den Reis did ausquellen. Nachdem man ihn in einer Schüssel hat erkalten lassen, giebt man, wenn er zu did ist, noch etwas Wein dazu und richtet ihn auf einer Schüssel an. Chokoladenreis. Dazu tocht man 1 Pfund feinen, gewaschenen Reis mit etwas Salz und Vanille in 1 Quart süßen Rahm; dann bröhrt man 1 Pfund Chokolade über dem Feuer mit einigen Löffeln süßen Rahm und 1 Pfund Zucker, läßt dies unter beständigem Rühren heiß werden und thut den Reis dazu. Unter öfterem Aufschütteln muß er darin heiß und gut mit der Chokolade vermischt werden. Dann thut man ihn in eine Form und giebt ihn gestürzt mit einer Vanillensauce oder Vanillen-Cream zu Tisch. Flammeri von Gries. In 1 Quart Rahm oder frische Milch thut man 2 Schöffel gestoßenen Zucker, die auf Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone und 10 bis 12 gefällte und gestohene bittere Mandeln, läßt den Rahm langsam zum Sieden kommen und quirt 1 Pfund feinen Gries hinein, welcher unter beständigem Umrühren darin ausgebacken wird. Mohnpfeilen. — Weizen oder blauen Mohn spült man auf einem Siebe mit kaltem Wasser ab, giebt ihn in eine tiefe Schüssel, übergiebt ihn mit kochendem Wasser und läßt ihn verdeckt einige Stunden stehen. Dann läßt man ihn wieder auf einem Siebe ablaufen und reibt ihn im Reibenapf recht fein, indem man, wenn er anfängt fein zu werden, allmählich kleine Quantitäten Milch dazu giebt, damit er sich besser reibt. In Ermangelung eines Reibenapfess reibt man ihn mit einem Mörser. Dann wird derselbe mit Rahm oder Milch zu einem dicken Brei verührt, dazu in kleine Würfel geschnittenen, in Milch aufgeweichten Weizbrod, Zucker und nach Belieben einige feingestohene bittere Mandeln gerührt und diese Masse auf einer flachen Schüssel, mit Chokoladenplätzen bestreut, aufgesetzt. Ein Reinfall. 1. Reporter: „Ich weiß von einem Fall, daß ein Baby, welches mit Elephantenmilch genährt wird, in einem einzigen Tag zwanzig Pfund zugenommen hat!“ 2. Reporter: „Humbug! Wessen Baby ist das?“ 1. Reporter: „Das eines Elephanten!“ Unüberlegte Antwort. Alte Hausfrau: „Finden Sie nicht, daß das Selbsthausführen viel billiger kommt, als zu boarden?“ Junge Frau: „D, bedeutend billiger — seit ich selbst kochte, ist mein Mann kaum die Hälfte!“ Eingewissenhafter Mensch. Selig: Haben Sie denn schon Ihrem Freunde Luzmann zu seiner Verlobung gratulirt? Gutmann: „Ne — das bring' ich nicht fertig! Ihm kann ich nicht gratuliren, weil ich seine Braut nicht kenne, und ihr nicht, weil ich ihn tenne!“ Amerikanische Nonnce. Falls John Smith, welcher vor 20 Jahren seine Frau und sein Kind in Bowdewille verlassen hat, noch am Leben ist und zu den Seinigen zurückkehrt, so wird ihm begagtes Kind alle Knochen im Leibe zerfchlagen.“ Gute Ausrede. Dame: Was tosten diese Erdbeeren? Grocer: Bierzig Cents das Körbchen, Madame! Dame: Bierzig Cents! Die sind ja noch ganz unteit! Grocer: Oh nein, Madam — und es sind ja nur so wenige drin, daß es Ihnen nicht viel schaden kann, wenn Sie dieselben alle essen! Wenn die Tinte eröthen könnte, wie viele Gedichte- und Roman-Manuskripte gingen rothgeschrieben in die Druckerei.